

Zeitschrift: Jahrbuch Oberraargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mittelland
Herausgeber: Jahrbuch Oberraargau
Band: 47 (2004)

Artikel: Zur Frage der Kategorie des Ewigen im Werke Jeremias Gotthelfs
Autor: Multerer, Thomas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071429>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Frage der Kategorie des Ewigen im Werke Jeremias Gotthelfs

Thomas Multerer

Aber für was ist me uf dr Wält, als für si z'bessere?

Geld und Geist

Mit dem vorliegenden Aufsatz habe ich mir zum Ziel gesetzt zu zeigen, zu analysieren und darzustellen, dass das Ewige in Gotthelfs Werk eine notwendige Denkform sei, die dazu dienen soll, das sinnliche oder literarische Material zur Einheit der gegenständlichen Erkenntnis zu formen, oder einfacher gesagt, das Ewige soll Bedingung sein, Möglichkeit zur Erfahrung zu schaffen. In Kant'schem Sinne also wäre das Ewige – wenn es denn eine Kategorie sein soll – eine apriorische Denk- und Verstandesform, nach der Gotthelf das sinnliche Material, aus welchem sein Werk besteht, ordnet. Es soll eine konstituierende Grundfunktion in der Gestaltung des Werkes sein. Ewigkeit kann nicht durch Erfahrung begründet werden, sie wäre dann keine Kategorie, sondern sie ist eine Denkformel, welche die Einheit der Erkenntnisse und Erfahrungen gewährleistet. Sie ist a priori da, vor aller Erfahrung. Das Ganze noch einmal ganz einfach: Ich meine, dass das Ewige in Gotthelfs Werk etwas ist, was dieses Werk konstituiert. Gotthelf, das wird zu zeigen sein, hatte einen Begriff vom Ewigen, – ob bewusst oder unbewusst spielt keine Rolle – nach dessen Massgabe er sein Werk gestaltet, seine Welt der Erzählung aufgebaut, seine Figuren als Menschen geschaffen hat.

Es geht also in diesem Aufsatz nicht um die Frage, ob Gotthelf von der Ewigkeit rede, von der Ewigkeit als etwas Religiösem etwa, sondern darum, das Ewige als ein konstituierendes Moment seiner Dichtung festzumachen. Es geht auch nicht darum, das Ewige gleichsam als diffuses Qualitätsmerkmal seines Werkes zu postulieren und Gotthelf da-

mit einer sachlichen Beurteilung zu entziehen, ihn in ewige Regionen zu heben, in denen er nur noch von ganz ferne bewundert werden kann. Formeln wie «der ewige Gotthelf» oder «Mensch und Welt im Lichte des Ewigen» – um nur zwei Buchtitel zu nennen – bringen uns Gotthelf kaum näher. Obwohl – ich erlaube mir diese Abschweifung – die Formel «der ewige Gotthelf» uns leicht und überzeugend von den Lippen geht; irgendetwas ist am «ewigen Gotthelf». Niemand käme auf die Idee – trotz seiner grossen Bedeutung – etwa vom «ewigen Thomas Mann» zu sprechen. Doch das nur nebenbei. Das Ewige soll hier auch nicht in erster Linie als eine religiös-christliche Kategorie verstanden werden.

Mein Aufsatz ist ein Versuch einer Annäherung, einer vielleicht neuen Annäherung an den grossen Dichter. Vieles ist noch nicht fertig durchdacht, vieles ist auch noch nicht in seiner Ganzheit am Text geprüft. Es geht mir darum, essayhaft einen neuen Weg zu Gotthelfs Werk zu suchen.

Wir müssen uns zuerst also bemühen, einen Begriff des Ewigen zu entwickeln, die Frage zu beantworten suchen, was Ewiges sein kann, was Ewigkeit ist. In einem zweiten Teil werden wir versuchen, die Denkform «Ewiges» auf das Werk von Gotthelf anzuwenden und zu zeigen, dass sie sein ganzes Werk durchzieht und konstituiert.

Der Begriff des Ewigen

Man könnte Ewigkeit in einem sehr allgemeinen Sinne bestimmen als die Negation oder das Gegenteil von Zeit. Nun ist Zeit in einem physikalischen Sinne allerdings etwas, das kein Gegenteil haben und auch nicht negiert werden kann. Wir glauben Zeit immer als systemimmanent zu erleben, eine Negation ihrer ist nicht vorstellbar. Zeit «an sich» ist nicht negierbar, sie ist ein «natürliches Mysterium».

Negierbar ist sie allerdings dann, wenn wir uns unter Zeit nicht etwas Physikalisches vorstellen, sondern darunter einen vom Menschen geschaffenen Begriff verstehen. Wir können uns die Zeit als endlich denken, dann ergibt sich plötzlich eine Negation und damit eine Vorstellung von Ewigkeit. Ewigkeit ist dann das Unendliche. Denken wir uns Zeit als linear fortschreitend, als etwas, das Anfang und Ende hat, dann wäre

Ewigkeit in der Negation kreisförmig-wiederkehrend; ist Zeit bewegt, dann ist Ewigkeit Ruhe. Es wären unzählig weitere Dualismen möglich, Ewigkeit zu bestimmen.

Wichtig ist eines: Es ist nur möglich, einen Ewigkeitsbegriff zu finden innerhalb eines kulturellen Rahmens. Zeit- und Ewigkeitsbegriff sind abhängig vom kulturellen Denken; oder einfacher gesagt, jede Kultur hat einen anderen Zeit- und damit auch einen anderen Ewigkeitsbegriff. Die christliche Ewigkeit ist eine völlig andere als etwa die ägyptische. Kulturen entfalten sich nicht in der physikalischen oder globalen Zeit, sondern in einer Zeit, die von ihnen recht eigentlich erst hervorgebracht und gedeutet wird. Wenn wir vom Ewigen bei Gotthelf sprechen, gilt es dies zu bedenken. Das Ewige in Gotthelfs Werk ist eine Funktion seines kulturellen Hintergrundes, eine Funktion seines kulturellen Denkens, das zwar natürlich in der abendländisch-christlichen Kultur steht, aber nicht nur. Wir werden darauf kommen.

Für das Abendland ist der Zeitbegriff des heiligen Augustins konstitutiv geworden. Augustin entwickelt in der «Civitas dei» einen Zeitbegriff, der sich radikal vom griechischen Zeitbegriff unterscheidet. Für den heiligen Augustin ist Zeit etwas klar Gerichtetes. Der Kreuzestod Christi ist das einmalige und irreversible Ereignis, das die Zeit zu einer Linie formt. «Denn einmal nur ist Christus gestorben um unserer Sünden willen, auferstanden aber von den Toten stirbt er nicht wieder und der Tod wird nicht mehr herrschen über ihn.» Zeit ist einmalig, sie beginnt mit der Schöpfung, es gibt die Offenbarung, und Zeit endet mit dem Jüngsten Gericht.

Zeit ist linear, ein Pfeil, der von einem Punkt ausgeht, einen einmaligen Flug unternimmt, der enden wird. Der Ewigkeitsbegriff, der aus diesem Zeitbegriff folgt, ist die Negation der Gerichtetheit. Lehnen wir die Vorstellung, dass Zeit einen Anfang und ein Ende habe, ab, dann wird Zeit zu dem, was immer wiederkehrt, kreisförmig. Was aber immer wiederkehrt, das ist ewig.

Der Zeitbegriff des Augustin war für das Abendland konstitutiv. Für Platons Ewigkeitsbegriff kann das Gleiche gelten. Plato bestimmt im *Timaios* die Ewigkeit als Negation der Gerichtetheit der Zeit. Ewigkeit negiert die Direktionalität der Zeit: in der Ewigkeit ist das «war – ist – wird sein» aufgehoben. In der Ewigkeit ist gleichsam alles entweder punktiert enthalten, was die Zeit in ihrer Gerichtetheit in einem Nach-

einander entfaltet, alles bleibt also stehen, oder es wiederholt sich alles kreisförmig immer wieder, das «wird sein» wird zu einem neuen «war», Vergangenheit ist nicht vergangen, sie ist ebenso zukünftig wie die Zukunft, welche ihrerseits ebenso Vergangenheit ist.

Für Augustin nun ist dieser platonische Ewigkeitsbegriff heidnisch. Er legt seinen Zeitbegriff im «Gottesstaat» nieder, jener grossen Apologie «contra paganos», wider die Heiden. Und von hier aus geht letztlich jene Unterscheidung von einer linearen, und nach Augustin, christlichen Zeit versus kreisförmiger oder eben heidnischer Zeit. Die lineare Zeit ist christlich, die zyklische Zeit ist heidnisch, zyklische Zeit ist Ewigkeit, weil in ihr die Linearität aufgehoben ist.

Es gibt also im Abendland zwei Zeitauffassungen, die einander scheinbar widersprechen, die aber, bei näherem Zusehen, einander bedingen werden. Die christliche lineare Zeit, die Geschichte, mit einem Anfang und einem Ende, und die kreisförmige, für Augustin heidnische Zeit, die alles Sein in einem Kreislauf erlebt, einer ewigen Wiederkehr.

Ich folge hier der Ausfaltung der augustinischen Zeitauffassung durch den Religionswissenschaftler Mircea Eliade, der in seinem Buch «Kosmos und Geschichte – der Mythos von der ewigen Wiederkehr» die These vertritt, dass das mythische Denken die Zeit kreisförmig konstruiert, und alle Ereignisse als Wiederkehr urgeprägter Muster erfährt. Dieses mythische Denken steht im Gegensatz zum geschichtlichen Denken des Zeitenpfeils, der alles Geschehen als Linie und gerichteten Pfeil auffasst. Ereignisse sind auf dem Zeitenpfeil Brüche, Innovationen oder Veränderungen, mit einem Wort Einmaligkeiten. Für Eliade ist die zyklische Zeit die heilige Zeit – die lineare Zeit die profane, in Umkehrung der Begrifflichkeit des Heiligen Augustins.

Der Strukturalist Lévi-Strauss unterscheidet gleichermassen zwischen «kalten» und «heissen» Gesellschaften. Die kalten Gesellschaften sind jene, die geschichtliches Denken bewusst vermeiden und ausklammern, ihm keine Chance geben, ihr Leben und ihre Kultur zu beeinflussen. Die heissen Gesellschaften dagegen widmen ihre Aufmerksamkeit voll und ganz der Geschichte und ihrer Kraft der Veränderung. Die Einmaligkeit der Geschichte ist der Motor ihrer Entwicklung. «Kalt» zu sein als Gesellschaft ist für Lévi-Strauss also nicht ein Mangel und eine Abwesenheit von Kultur, sondern eine besondere Form der Weisheit, «Kälte» muss immer neu erzeugt werden. Sie wird erzeugt durch eine rituelle Zyklisie-

nung der Zeit, durch die peinliche Beobachtung und Einhaltung der natürlichen Zyklen. Der Kosmos mit seinen Kreisläufigkeiten der astronomischen, meteorologischen und vegetativen Zyklen ist dabei das ewige Vorbild, das es ermöglicht, das Leben des Menschen mit den grossen Vorgängen in Übereinstimmung zu bringen mit der grossen kosmischen Ordnung. Daneben stehen die «heissen» Gesellschaften, die sich an der Geschichtsschreibung, an der Erinnerung an die strukturierende Kraft der Vergangenheit orientieren, am einmaligen Wandel und an der Planung der Zukunft. Die «heisse» Gesellschaft erzeugt die lineare Zeit, konsolidiert Herrschaft und sucht sozio-politische Identität. Staat und Schrift sind Erfindungen der heissen Gesellschaft.

Es wäre nun nicht richtig anzunehmen, dass eine Kultur entweder heiss oder kalt sei, entweder in einer zyklischen oder in einer linearen Zeit lebe. Beide Formen vermischen sich, auch in unserer Gesellschaft, die wir ohne Zögern eine heisse Gesellschaft nennen würden, gibt es das Kalte, das Zyklische. Die Frage, ob eine Kultur im Entweder-Oder von heiss oder kalt lebt, ist nur für den Heiligen Augustin wichtig gewesen, für den kalte Kulturen heidnisch waren. Die einzig heisse Kultur war für ihn die christliche. Kulturen und Gesellschaften haben Räume eigener Zeitlichkeit, in der die Zeit nach eigenen Zeiten und Gesetzen abläuft. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Die katholische Kirche stellt oder stellte mit der täglich identischen Wiederkehr der Messe dem Fortschreiten der linearen Zeit ein rituelles Gegengewicht des Zyklischen entgegen. Oder: Feste wie die Fasnacht, Weihnachten, Silvester ordnen in ihrer jährlichen Wiederkehr den Jahreslauf, machen ihn bewusst und stellen sich einem einmalig linearen Ablauf der Zeit entgegen.

Der russische Literaturwissenschaftler Bahtin hat diesen Räumen, in denen lineare und zyklische Zeit sich mischen und dem Raum sein besonderes Gepräge geben, den Begriff des «Chronotops» zugeordnet. Literatur als Kulturäusserung gestaltet nun solche Räume. In der Literatur als der Gestaltung der Reflexion über die Kultur findet sich das Chronotop, als die Beschreibung des kulturellen Denkens. Das bekannteste Beispiel für ein Chronotop ist wohl Thomas Manns Zeitroman «Der Zauberberg». Im Davoser Sanatorium bewegt sich die europäische Welt einerseits rasant und unausweichlich auf den Ersten Weltkrieg zu, während andererseits das Leben im Sanatorium im «nunc stans» täglich die gleichen Vorgänge wiederholt und zelebriert.

Das Ewige im Roman «Geld und Geist»

Der Roman «Geld und Geist», mit dem ich den Versuch einer Anwendung auf Gotthelf beginnen möchte, spielt in einem Chronotop. In einem Raum also, der zyklische und lineare Zeit verbindet. Und dies zu einem bestimmten Zweck. Interessant in diesem Zusammenhang ist schon die Entstehungsgeschichte dieses Romans. Sein vollständiger Titel lautet: «Geld und Geist – oder die Versöhnung». Dem aufmerksamen Leser entgeht aber nicht, dass die Versöhnung, die eigentlich angezeigt wäre, nämlich diejenige zwischen Liebiwyl und dem Dorngrütt, gar nicht erzählt wird; kaum angedeutet wird sie. Zwar gibt es in der Mitte des Romans eine Versöhnung, innerhalb der Familie von Liebiwyl. Aber die reicht nicht hin, den Roman so zu nennen. Gotthelf schrieb ihn in zwei Teilen, für Jent und Gassmann in Solothurn, für die «Bilder und Sagen aus der Schweiz». Geplant war nur der erste Teil, eben mit jener Versöhnung am Schluss. Es hat sich aber Gotthelf offenbar gezeigt, dass der Roman damit nicht fertig war. Die immanente Dynamik der Erzählung ist über diesen Schluss hinausgegangen, brauchte eine Fortsetzung. Ich suche die Gründe für diese Eigendynamik im Begriffe des Chronotops und entwickle daran gleichzeitig eine Theorie der Ewigkeit, die auf Gotthelfs ganzes Werk anzuwenden ist.

Noch einmal: Was zyklisch verläuft, das ist ewig, es hebt die Abfolge von «war – ist – wird sein» auf. Was gerichtet ist, ist nicht ewig, es hat einen Anfang und ein Ende. In der Verbindung von Ewigkeit und Zeitlichkeit, von Kreis und Pfeil, wird die Romanwelt organisiert und strukturiert.

Der erste Teil des Romans gestaltet einen Entwicklungszyklus, wie Gotthelf ihn oft gestaltet, wie er auch in der deutschen Literatur seit Wolframs Parzival immer wieder gestaltet wird. Ich erkläre: Die Familie in Liebiwyl lebt zu Beginn des Romans in einem paradiesischen Zustand, Hofmannsthal würde ihn einen Zustand der Präexistenz nennen. Es ist ein Urzustand, ein Leben im goldenen Zeitalter.

Wenn Abend ist, so sieht der Besucher neben der Türe auf einer Bank einen Mann sitzen, der ein Pfeifchen raucht, und dem man es nicht ansieht, dass er tief in den sechziger Jahren steht. Unter der Türe sieht er zuweilen eine lange Gestalt mit freundlichem Gesichte und reinlichem Wesen, welche dem Mann etwas zu sagen oder ihn etwas zu fragen hat, das ist des Mannes Frau. Hinten im Schopf trinkt ein hübscher Junge,

schlank und keck, die schönen Braunen, während ein älterer Bruder Stroh in den Stall trägt, und aus dem Garten hebt sich aus Kraut und Blumen herauf zuweilen ein lustiges Meitschigesicht. [...] Diensten und Tauner kommen allgemach vom Felde heim; ein Huhn nach dem anderen geht z'Sädel, während der Tauber seinem Täubchen noch gar emsig den Hof macht.

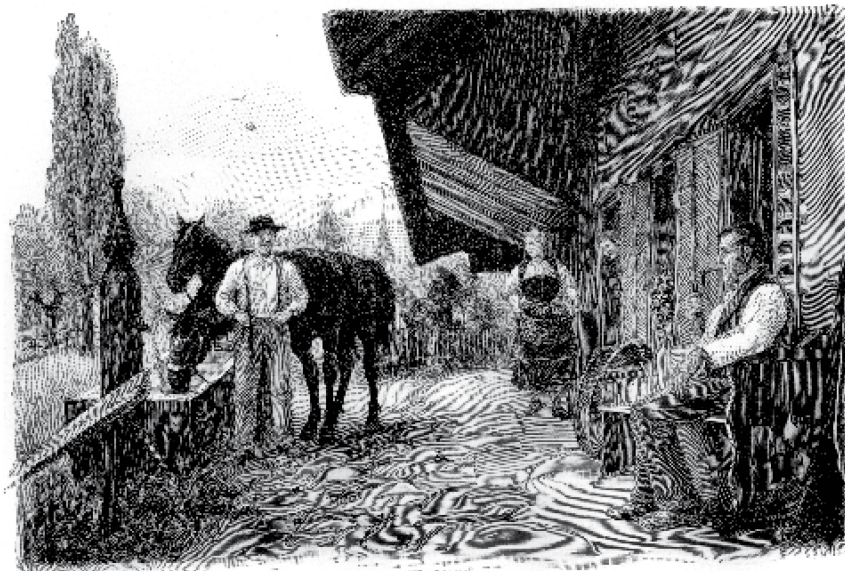
Es ist die mythische Welt des Urzustands, die Gotthelf erzählt. Personifiziert erscheint dieser Urzustand in der Schwiegermutter, die als grosse Mutter den Frieden stiftet und aufrechterhält. Das abendliche Gebet garantiert gleichsam diesen Frieden, stellt ihn wieder her, der Frieden erscheint als Paradiesgarten, die Eheleute ruhen nicht, bis sie sich am Abend wieder in diesem Paradiesgarten fühlen, im Paradiese des Friedens und der Harmonie.

Das goldene Zeitalter ist schön, aber ohne Entwicklungsmöglichkeit. Man muss aus dem Paradies verstossen werden, sich in der Welt verwickeln, wenn man sich wieder entwickeln will. Der Verstoss aus dem Paradies geschieht durch den Tod der grossen Mutter und durch eine Geldangelegenheit. Geld ist hier klar als Metapher für Weltgetriebe, für Umgang mit der Realität zu verstehen. Die Summe ist nicht gross, auch nicht ruinös, aber ihr Verlust schickt die Familie von Liebiwyl auf einen grossen Entwicklungsweg, hinaus aus dem Paradiesgarten, auf die Weltfahrt, ohne die keine Entwicklung möglich ist.

Der Verstoss aus dem Paradies wird in der deutschen Literatur immer wieder gestaltet: Schillers Tell beginnt in der Idylle der Bergwelt, im ewigen Kreislauf der Natur, der Hirte besingt den herbstlichen Alpabzug, dem wieder ein Aufzug folgen wird. Das Paradies wird aufgelöst durch das Gewitter, als Metapher für den Machtmissbrauch der Habsburger, der in der Flucht Baumgartens auf der Bühne erscheint. Oder Wolframs Parzival: Parzival lebt im künstlich geschaffenen Paradies des Waldes von Soltane, seine Mutter Herzeloide kann das Paradies nicht erhalten, Parzival bricht auf, die Weltfahrt beginnt.

Die Familie von Liebiwyl macht nun die Weltfahrt, lernt umzugehen mit den Menschen, mit dem Geld mit der Welt. Es ist ein harter Weg der Zwietracht, des Entzweitseins, ein Weg, der dem Abgrund entlang führt, in den die Familie mehrfach zu stürzen droht. Ziel dieser Entwicklung ist es letztlich, den Zustand des Paradieses wiederzufinden, gleichsam erlöst zu werden; aber nicht mehr das unbewusste Paradies, das einfach da ist,

Illustrationen von H. Bachmann
zum Roman «Geld und Geist» aus
der illustrierten Prachtausgabe
des Verlags F. Zahn,
La Chaux-de-Fonds, um 1900



unerkannt, sondern es geht darum, das bewusste Paradies zu finden, das Paradies, das erarbeitet wird. Die höhere Form.

Es ist ein grosser Kreislauf, der durchschritten werden muss: Aus dem Paradies durch die Welt, zurück in eine höhere Form des Paradieses. Und es ist ein Zyklus, den wir alle zu durchschreiten haben, immer wieder, im grossen unseres ganzen Lebens; wir werden einmal aus dem Paradies der Kindheit verjagt, manche früher, andere später, müssen durch die Welt gehen, uns entwickeln, unsere bitteren und schönen Erfahrungen machen und wir werden vielleicht am Schluss der Erlösung teilhaftig, was immer sie auch ist. Erlösung kann überall sein, sie liegt wohl in der Freiheit, im bewussten Sich-frei-Machen von der Welt und ihren Anforderungen. Entwicklung ist etwas Zyklisches, nicht etwas Lineares, sie führt dorthin zurück, von wo sie ausgegangen ist, nur finden wir uns an diesem Ort in einem höheren Bewusstsein wieder. Gotthelf gestaltet diesen Zyklus immer wieder, wir werden darauf zurückkommen.

Änneli schaut diesen Zyklus ganz unmittelbar:

Änneli setzte sich nieder, sah über das reiche Land hinweg, sah, wie alles im reichsten Segen prangte, vom Tale weg bis hinauf zu den Gipfeln der

Vorberge, sah, soweit das Auge reichte, den Himmel rundum sich senken den Spitzen der Berge zu, sah ihn umranden den Kreis, welchen ihr Auge ermass, sah wie dass eins ward der Himmel und die Erde, und von dieser Einigung kam der reiche Segen, kam der Sonne Licht, kam der Regen, kam der geheimnisreiche Tau, kam die wunderbare Kraft, welche Leben schafft im Schoss der Erde. Es ward dem Änneli ganz eigen ums Herz, als sie diese Einigung zwischen Himmel und Erde erkannte, und wie eben deswegen alles so schön und herrlich sei und so wunderbar anzuschauen, weil Friede sei zwischen Himmel und Erde, der Himmel seine Fülle spende, die Erde den Himmel preise. Und sie dachte, ob denn eigentlich der Himmel nicht alles umranden sollte, nicht bloss die Erde, sondern auch des Menschen Leben, so dass, wenn die Jahre ihn drängen an der Erde äussersten Rand, vor ihm der Himmel offen liege. [...] Ja, jeder Tag des Lebens, ein kleines Leben für sich, sollte der nicht im Himmel beginnen, und wenn wir einen heissen Tag lang gewandert sind, der Abend kömmt und der Schlaf über die müden Augen, sollten wir nicht Herberge halten, wo der Himmel die Erde berührt und die Englein auf- und niedersteigen und Wache halten über dem schlafenden Pilgrim, der im Herrn entschlafen ist, damit, wenn die Sonne wiederkömmt, er wohlbewahret im Herrn erwache, gekräftiget in himmlischer Ruhe zu irdischer Geschäftigkeit?

Jeder Tag des Lebens sollte im Himmel beginnen und im Himmel enden, jeder Tag ist, wie das Leben selbst ein Zyklus der Entwicklung. Jeder Tag jedes Menschen, jeden Lebens. In diesem Sinne ist der Zyklus ewig. Er wiederholt sich jeden Tag in jedem Leben.

Ich glaube an dieser Stelle ist es an der Zeit, eine erste Schlussfolgerung zu ziehen, auch wenn sie erst durch ein Beispiel gestützt wird. Gotthelf denkt und gestaltet Entwicklung zyklisch. Die Entwicklung, Verstoß aus dem Paradies und Weltfahrt und das Gewinnen einer höheren Form des Paradieses ist ihm ein Zyklus, der sich abhebt von der linearen Zeit, vom Zeitpfeil. Dieser Zyklus der Entwicklung ist ewig, weil er sich, in tausend Gestalten zwar, immer wieder und in jedem Menschen und in jedem Leben wiederholt. Entwicklung in der Welt ist aber für Gotthelfs Werk etwas schlechthin Konstituierendes, wie wir noch sehen werden. Dass sie zyklisch und nicht linear geschieht, macht sie gleichsam ewig, der Zyklus der menschlichen Entwicklung ist eine Form von Ewigkeit. Sie findet statt ohne den einzelnen Menschen, sie ist als ewiges Grund-



schema da, dem der Mensch in tausenderlei Form und Gestalt unterworfen ist. In diesem Sinne ist diese Form von Ewigkeit eben eine Kategorie im Kant'schen Sinn. Die Menschen, die dieser Entwicklung teilhaftig werden, sind in der Lage, den Kreislauf ihrer Entfaltung zu sehen. Sie können die Vergangenheit in Beziehung zu ihrer Gegenwart und zu ihrer Situation setzen, sie können aber auch die Endlichkeit ihres Daseins erfahren als zum Leben gehörig.

Gotthelf bettet die Versöhnung, welche die Erlösung und damit das Ende des Entwicklungsweges ist, ein in das christliche Jahr. Am Sonntag vor Pfingsten erkennt Änneli in der Predigt, dass sie den Schritt zur Versöhnung machen muss, dass der Weg in eine höhere Form des Daseins möglich ist. Die Versöhnung liegt in der Woche vor Pfingsten, am Pfingstsonntag erscheint die Familie versöhnt in der Kirche, die Ausgießung des Heiligen Geistes zu empfangen, gleichsam im Sinne eines Abschlusses ihres Weges durch die Welt. Pfingsten ist aber nicht nur ein christliches Fest, Pfingsten ist auch ein Frühlingsfest, das den Menschen einbindet in den Zyklus der Natur.

Hier hätte Gotthelfs Roman also enden sollen. Die Familie hat den Zyklus ihrer Entwicklung durchlaufen. Aber Gotthelf hat einen zweiten Teil angefügt, notwendigerweise. Ich habe oben gesagt, dass der Roman «Geld und Geist» ein Chronotop sei, ein literarischer Raum also, in dem sich die beiden Zeit- und Ewigkeitsformen verbinden, einander bedingen.

Entwicklung muss Anwendung finden in der Welt. Wer die Welt durchfahren hat, seinen Entwicklungszyklus erfüllt hat, ist aufgerufen, sein Können, sein höheres Sein in die Welt hineinzutragen. Zu wirken in der Welt. Weltwirkung ist aber – um zur Terminologie von Lévy-Strauss zurückzukehren – das Feld der heissen Gesellschaft. Entwicklungszyklen sind kalt, ihre Anwendungen in der Welt sind heiss. Weltwirkung ist linear, nicht mehr zyklisch, sie schafft – aufgrund der Entwicklung – nun das Einmalige, das Zielgerichtete. Dieses Zielgerichtete, Einmalige greift seinerseits wieder in das Zyklische der Entwicklung anderer Menschen ein, ist Erlebnis und Formendes im ewigen Entwicklungszyklus anderer Menschen.

In dieser Verbindung von Ewigkeit und Zeitlichkeit, von Zyklus und Pfeil entsteht die Romanwelt, in dieser Verbindung wird sie aber erst überzeugend. Der Kreislauf der Entwicklung, der Zyklus, ist dialektisch auf den Zeitenpfeil bezogen. Geschichtliche Entwicklung, gerichtete Zeit des Anfangs und des Endes, vollzieht sich auf der Folie des zyklischen Kreislaufes. Gerichtete Zeit braucht eine Vorstellung von zyklischer Ewigkeit, damit sie überhaupt gedacht werden kann, Anfang und Ende kann nur von einem festen Punkt eines ausserhalb Stehenden erkannt werden. Zeit braucht ihre Aufhebung, um überhaupt gedacht werden zu können.

Der Mensch kann deswegen nur aufgrund des Bewusstseins der zyklischen Ewigkeit das Geschichtlich-Gerichtete reflektieren. Oder einfacher: Nur wer die Entwicklung durchlaufen hat, wird das bewusst wahrnehmen können, was ihm an geschichtlicher Einmaligkeit entgentritt. Und nur wer die Entwicklung im Zyklus durchlaufen hat, wird als ein Überlegener handeln können, als einer der das Geschehen einzuordnen weiss, in die Dialektik von Zeit und Ewigkeit. Aus Entwicklung und ihrer Anwendung in der Welt entsteht, nun auf der Ebene der Literatur, die Handlung. Die beiden Elemente des Heissen und des Kalten organisieren Handlung, sie organisieren auch Kultur.

Der Mensch, der sich entwickelt hat, ist nun aufgerufen, sein höheres, gleichsam in der Ewigkeit gewonnenes Sein in die Welt der Gerichtetheit hineinzutragen. Indem er dies tut, entsteht die Verbindung von zyklischer Ewigkeit und gerichteter Zeit, entsteht das Chronotop Roman, welches erst durch diese Verbindung überzeugend wird.

Die Feuerglocke ruft die Familie in Liebiwyl, die sich wieder gefunden hat im Abendmahl an Pfingsten, in die Welt und das Geschehen hinein. Die



Feuersbrunst stiftet jene Verbindung zum Dorngrütt, zur Gegenwelt, zur Habgier und zum Sklaventum, das ohne Entwicklung geblieben ist.

Am deutlichsten zeigen sich die Gegensätze, auf die es hier ankommt, in der Haltung der beiden Familien zum Sterben. Änneli gelingt es, schon während des Streites den Tod als etwas Lebenszugehöriges zu empfinden, indem es ihn in seinem Zusammenhang mit der notwendigen Versöhnung begreift. Sie begreift, dass das Sterben den Menschen einbindet in den Lebens- und Entwicklungszyklus. Diese Erkenntnis lässt sie auch die Kraft zur Selbstüberwindung finden, den Anfang zur Versöhnung zu leisten. Im Abendmahl, der rituellen Repräsentation der Erlösung, die täglich wiederkehrt, kann sie und ihre Familie die Entwicklung vollenden.

Ganz anders die Bäuerin im Dorngrütt – sie hat bezeichnenderweise gar keinen Namen: Für sie ist das Sterben Ende, Auflösung und damit nur entsetzlich:

He ja, sagte die Frau, ich habe auch schon manchmal daran gesinnet, wenn mein Alter so gehustet hat, dass es mich duechte, er sött s'Härz a d'Diele ueche spreng, es wär guet, wenn ich ein Gebetbuech zweg lege. [...] Und dann könnts z'spät werde, un das chönnt mer doch de gruuse, vo wege, es könnte etwas bleiben hangen, wo besser wär, es

bliebe hier, un dass de sone armi Seel müesst umecho, und selv wär doch de neue grüslig; wes einist het müesse sy, so wärs doch de besser, es blyb derby.

Ännelis Tod wird als Apotheose gestaltet. Als höchster Ausdruck der Vergeistigung. Änneli erklimmt im Tod und ihrem hilfreichen Handeln die letzte Stufe der ununterbrochenen Entwicklung und Verbesserung, die den Lebenszyklus abschliesst. Auf dieser Stufe ist es ihr möglich, in matrilinearere Deszendenz den Hof an Anne-Mareili weiterzugeben und so für die Kontinuität in der Entwicklung zu sorgen. Das weitere Schicksal des Dorngrüttbauern und seiner Frau wird nicht erzählt. Wer sich nicht entwickelt, ist in der gerichteten Zeit, findet irgendwo und irgendwann sein Ende, es wird nicht einmal mehr erzählt.

Gotthelfs Gestaltung dieser Zeitebenen ist nun gerade nicht diejenige des Heiligen Augustins. Dort sind es die Heiden, die sich ewig im Kreise drehen. Der Christ ist in der Gerichtetheit der Zeit. Bei Gotthelf ist es umgekehrt. Der Christ ist eingebunden in die zyklische Ewigkeit, sie gibt ihm Sicherheit und Rückhalt.

Es ist interessant, dass in «Geld und Geist» auch Anne-Mareili in einen Entwicklungszyklus eingebunden wird. Gotthelf wiederholt für Resli und Anne-Mareili die zyklische Erzählweise: Die Tanzveranstaltung, an der Resli und Anne-Mareili sich näher kommen, ist jener paradiesische Raum, den beide bald darauf verlassen müssen, sie treten ihre Weltfahrt an, sie erreichen die höhere Form am Schluss, am Totenbett von Änneli.

Gotthelf gestaltet zweierlei Menschen: Solche, die sich eben entwickeln und damit der Ewigkeit teilhaftig werden, und solche, die sich nicht entwickeln und damit ihrem Leben keinen Sinn als den des Geldes und der Macht zu geben wissen. Aus der dialektischen Verbundenheit dieser Menschen und ihrer Möglichkeiten ergibt sich immer wieder die Handlung.

Das geschriebene Buch und das Buch des Lebens

Ich möchte diesen Gedanken einer kreisförmigen Ewigkeit und einer gerichteten Zeitlichkeit noch einmal klar umreißen. Alle Werke Gotthelfs gestalten immer wieder den Kampf zwischen dem Göttlichen und dem Weltlichen. Gut und Böse, Licht und Dunkel, Gott und Welt stehen gegeneinander. Welt ist die Summe alles dessen, was der Mensch selbst

denkt, tut und schafft, Welt ist all das, was nicht durch göttliche Ordnung bestimmt ist, was nicht von Gott eingegeben ist. In der Welt herrscht der brutale Kampf ums Dasein, das Recht des Stärkeren. Welt ist nicht zyklisch, daher auch nicht ewig. Im Gegensatz dazu steht das Göttliche, das aber von der Welt nicht getrennt ist. Gott offenbart sich einerseits in der Bibel, im geschriebenen Wort, er offenbart sich aber auch in der Natur.

So ist der Mensch glücklich zu preisen, welcher ein Auge hat, denn was ist der Mensch, wenn er kein Auge hätte! Aber schöner und besser als ein Auge sind zwei, und zwei hat Gott dem Menschen gegeben, und halbblind ist und bleibt der immer, der nur eines hat. Und wie Gott dem Menschen zwei Augen gegeben hat, so hat er ihm auch zwei Bücher gegeben, das heilige alte Buch, das nicht bloss ein Vikar soll exegisieren können, sondern jeder Christ verstehen, aber auch das wunderbare Buch, das alt ist und doch jeden Tag neu wird, das wunderbare Buch, das aus göttlichem Quell entsprungen, wie durch unzählige Bäche ein Strom genährt wird, durch Quellen aus jedes Menschen Brust, das Gott mit lebendigem Atem durchhaucht und Blatt um Blatt beschreibt vor der Menschen selbsteigenen Augen.

Göttliches offenbart sich dem Menschen also nicht nur in der Bibel, sondern auch in einem Buch, nota bene, «das alt ist und doch jeden Tag neu wird»! Wir können es als das Buch des Lebens oder der Natur deuten. Gott redet nicht nur durch das geschriebene Wort – also durch die Bibel – zu uns, sondern auch durch die Natur; die Natur, das Leben und die Geschichte sind das ungeschriebene Wort Gottes. Gotthelf geht hier also einen wesentlichen Schritt weiter als Augustin. Er integriert dasjenige, was Augustin heidnisch nennt, den Kreislauf, bewusst und explizit in sein Gottesbild. Integration des Heidnischen in das christliche Gottesbild: Diesen Sachverhalt hat bereits Walter Muschg in seiner grossartigen aber umstrittenen Monografie 1931 aufgegriffen und umfassend dargestellt. Beide Bücher müssen für Gotthelf die gemeinsame Basis des Lebens sein, der Mensch muss – will er ein ganzer Mensch sein – in beiden Büchern lesen können: *Kann er [der Mensch] nur lesen in der alten, lieben Bibel, so kommt er wohl zur Erkenntnis dessen, was gewesen ist, aber nicht dessen, was ist; er erkennt wohl, was Gott ist, wie er aber waltet, das bleibt ihm verborgen, zur Rechtgläubigkeit kommt er, aber im Leben findet er sich nicht zurecht.*



Derjenige, der nur in der Bibel lesen kann, entwickelt sich nicht, er weiss zwar, was gewesen ist, aber was er kann, ist noch rein formal, hat keinen Bezug zum Leben. Es ist nichts Ewiges darin. Die fatalen Folgen der rein formalen Rechtgläubigkeit werden im «Anne-Bäbi» am Handeln des Vikars vor Augen geführt. Ewigkeit muss erfahren werden. Nur durch die Erfahrung kann sie Früchte tragen.

Wer ein wahrhafter Mensch werden will, muss in beiden Büchern lesen können. Er muss Gott auch erfahren lernen in der Natur und in der Welt. Er muss durch die Welt fahren, den Kreislauf erfahren, auf dass die geschriebene Offenbarung Früchte trägt. Er muss Welterfahrung und göttliche Offenbarung, Zyklus und Pfeil zusammenbringen.

Wer aber nur im Leben [in der Welt] lesen kann, liest und liest und kommt nie zum Verständnis, findet Satz um Satz, aber nie deren Sinn, im Leibe findet er den Geist nicht, in der Welt Gott nicht und darum findet er das Heil nicht.

Wer also nur im Zeitpfeil vorwärts geht, ohne Ewigkeit im Sinne der Entwicklung in sich zu tragen, der meistert das wahre Leben nicht. Es fehlt ihm das Wissen um eine höhere Form. Der Dorngrüttbauer und seine Frau sind Figuren, die so leben. Sie werden von Habgier und Machtstreben geleitet. Die Familie von Liebiwyl steht in der Gefahr, nach ihrer Weltfahrt wieder in der Idylle des neu gewonnenen Paradieses zu verharren.

Änneli aber gelingt es, in beiden Büchern zu lesen, sie führt die Familie dazu, das im Buch des Lebens Gelernte anzuwenden auf das christliche Handeln, und so dem alten heiligen Buch und dem christlichen Handeln das nur Formale zu nehmen und aus ihm ein echtes menschliches Handeln zu machen, das die Kreisläufigkeit der Ewigkeit einzubinden vermag.

Aber wo der Mensch mit beiden Augen in beide Bücher sieht, da nahen sich Himmel und Erde, ist der Himmel offen, Engel Gottes steigen auf und nieder, strömende Offenbarungen Gottes verklären das Leben, heiligen die Zustände, die Bibel gibt dem Leben seine Weihe, das Leben macht die Bibel lebendig.

Heilige, kreisförmige, ewige Zeit und gerichtete, weltzugewandte, profane Zeit, Seele und Leib, Entwicklung und ihre Anwendung werden zur Einheit. Ich glaube, damit haben wir jenen Punkt erreicht in unseren Erörterungen, der die Formulierung einer gültigen These erlaubt.

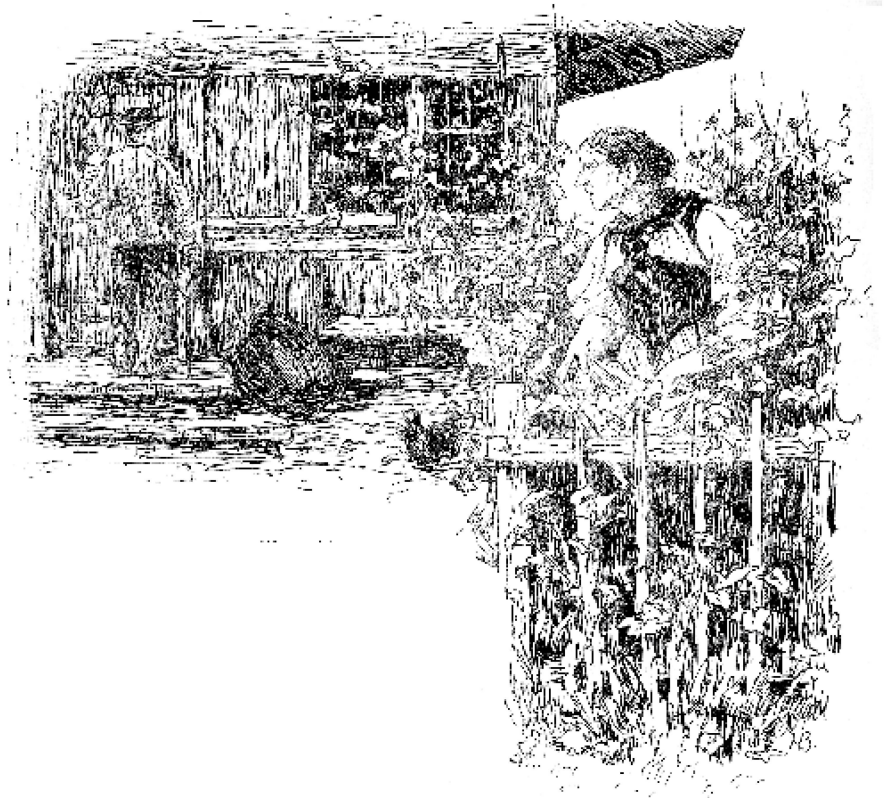


Die Entwicklung in die Welt und die Geschichte hineintragen

Das Ewige in Gotthelfs Werk ist der kreisförmige, immer wiederkehrende, jeden Tag und jedes Jahr, in jedem Leben neu werdende, wieder beginnende Zyklus, in welchem sich der Mensch entwickelt, in welchem er eine Basis findet, einen festen Grund. Im Zyklus der Ewigkeit ist er verbunden mit der Natur, mit ihrem Werden und Sterben, mit den Jahreszeiten, mit dem Lauf der Sonne, er kann – wie Änneli im Pflanzblätz – Einheit von Himmel und Erde wahrnehmen. Er ist aufgehoben in dieser Ewigkeit, sie gibt ihm Halt und Sicherheit. Das Wissen um Ewigkeit und Zyklus erlaubt dem Menschen nun aber, etwas anderes als Ewigkeit zu denken. Ewigkeit ist nur denkbar, wenn es etwas anderes als sie gibt. Erst das Heraustreten-Können aus dem Zyklus lässt diesen erkennen. Der Mensch, der Ewigkeit erkennt, erkennt auf dieser Folie auch das Nicht-Zyklische, was ihn zur Anwendung des Ewigen in der Geschichte befähigt und ermächtigt.

Gotthelf – und darauf will ich letztlich hinaus – gestaltet nun in seinem ganzen Werk diese Menschen. Er gestaltet Figuren, die im Zyklus der Ewigkeit verharren, die es nicht schaffen, ihre Entwicklung in die Geschichtlichkeit hineinzutragen und damit auf der Welt nicht tätig werden können. Es gibt auch Figuren, die von Anfang an jenseits der Dialektik von Gott und Welt stehen und keiner Weltfahrt bedürfen. Er gestaltet auch Figuren, wie wir gesehen haben, die ohne den Hintergrund der Ewigkeit leben und die in der Welt verkommen, der Habgier und dem Augenblick ergeben. Und er gestaltet letztlich Menschen, die in der Lage sind, die Entwicklung, die sie in der zyklischen Vorstellung von Ewigkeit gewonnen haben, in die Welt und in die Geschichte hineinzutragen. Versuchen wir anhand einiger Werke, diesen Gedankengang zu konsolidieren und anzuwenden.

Mias im «Bauernspiegel» lebt in einer Welt, die von Menschen bestimmt ist, die von der Ewigkeit in unserem Sinne nicht berührt sind. Es sind Menschen, die von Habgier und Bosheit leben. Mias ist der Mensch, der in dieser Welt Ewigkeit im Sinne der Entwicklung erlebt, er entwickelt sich über die Niederungen seiner Mitmenschen hinaus, in äusserst schmerzlichen Schritten. Allerdings ist er nach seiner Rückkehr aus Frankreich noch nicht in der Lage, die Ewigkeit, die er in sich trägt, in die Geschichte und in die Zeit hineinzutragen. Seine Tätigkeit als freier Volks-



hochschullehrer in den Gaststätten bewirkt manches, aber er bleibt ein Aussenseiter, ein wirkliches Wirken in der Welt bleibt ihm versagt.

Peter Käser, der Schulmeister, geht auch durch den Zyklus der Entwicklung. Er erfährt diesen ewigen Kreislauf ebenso schmerzhaft wie Mias an seiner Person. Er ist jedoch in der Lage, vor allem dann durch seine Frau, ein passabler und geachteter Lehrer zu werden. Es gelingt ihm, das, was er gelernt und vor allem erfahren hat, auf den Boden seiner persönlichen Zeit zu stellen, es als bernischer Primarlehrer anzuwenden.

Es ist an dieser Stelle von grosser Bedeutung, das Frauen- bzw. Männerbild Gotthelfs im Lichte des Gesagten zu analysieren. In «Geld und Geist» sagt Gotthelf, als er von der Kleidung von Mann und Frau redet: *Es ist, als ob das Weib der dunkle Grund wäre, auf dem im Vordergrund der helle Mann hin und her geht, aber vom dunklen Grunde gehoben und getragen.*

Die Familie ist für Gotthelf das Urbild der Gesellschaft. Die Liebe der Ehegatten, der Kinder und Geschwister ist das Abbild der göttlichen Ordnung, wie sie auch in der Gesellschaft und damit im Staate walten sollte. Auf der Ebene der Familie ist der Mann nach der göttlichen Ordnung der «Weltmensch», der mit Verstand begabte, der die Familie nach aussen vertritt und für sie verantwortlich ist. Die Frau ist in der Keimzelle Familie die Vertreterin Gottes, *des Hauses Licht und die allgegenwärtige Schaffnerin Gottes*. Die Frau verfügt über mehr Liebe und geistige Kraft als der Mann. Die Frauen stehen der Ewigkeit in unserem Sinne näher als die Männer. Sie sind es, die aus ihrer geistigen Kraft immer wieder die Entwicklung erarbeiten, mit ihnen und durch sie entwickeln sich die Männer. Die Frauen sind die Seelenführerinnen. Es ist Änneli in «Geld und Geist», die den grossen Entwicklungsschritt macht, der in grosser Liebe zur Versöhnung führt. Es ist Anneli, im «Bauernspiegel», die durch ihre Hingabe und ihr Sterben Mias auf den Weg zur Entwicklung führt. Und es ist Mädeli, die dem Schulmeister Peter Käser immer wieder den Halt und die Rückbindung zum Ewigen gibt, sodass auch er sich zu einem ganzen Menschen entwickeln kann.

Es gibt auch andere Figuren – es sind auch Frauen – Figuren, die den göttlichen Kreislauf der Natur nicht verlassen, die mit der Natur leben und darin ihr Genügen finden, die nicht in die Welt geschickt werden. Ich denke vor allem an das Erdbeeri-Mareili und an Käthi, die Grossmutter. Erdbeeri-Mareili ist im Walde daheim, lebt im völligen Einklang mit der Natur, beurteilt den Jahreslauf nach dem Vorkommen der Erdbeeren, es beurteilt die Menschen nach der Sorgfalt, wie sie mit Erdbeeren umgehen. Es lebt in einem paradiesischen Zustande der Präexistenz, es ist eine Botin einer paradiesischen göttlichen Welt der Reinheit und Lebendigkeit. Mareili ist eine Figur, die keiner Entwicklung bedarf, weil sie jenseits der Dialektik von Gott und Welt, von Gut und Böse steht. Es ist unerhört, dass Gotthelfs Dichtertum solche Figuren zu schaffen vermochte. Figuren, die von einer anderen und besseren Welt künden, die im Ewigen und Göttlichen verbleiben können, ohne dass ihnen eine Weltfahrt auferlegt wird. Auch Käthi, die Grossmutter, ist eine solche Frau.

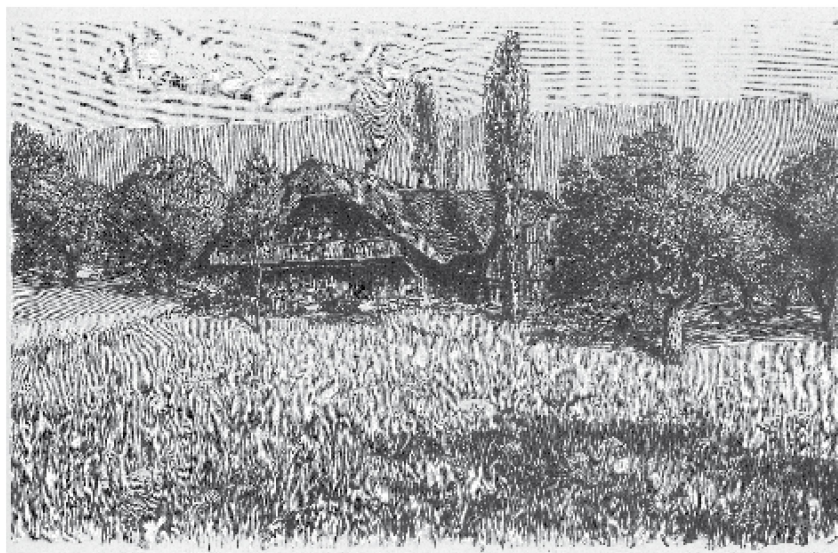
Vreneli in den Uli-Romanen ist von aristokratischer Herkunft. Gotthelf wird nicht müde, diese Herkunft immer wieder zu betonen. Es ist ihr etwas von der Medialität eines Erdbeeri-Mareili eigen. Sie ist es, die Uli

auf dem Weg seiner Entwicklung führt, vom Moment an, indem er in die Glungge kommt, ist sie oft im Hintergrund seine Seelenführerin, die seine Weltfahrt begleitet und bewacht. Am Schluss des Romans ist sie es, die Uli zum Bauern schickt, den er mit einer kranken Kuh betrogen hatte. Uli überwindet sich, er überwindet damit die Welt und ihre Form von Recht und schliesst seine Entwicklung ab, die von nun an in der Welt zu wirken beginnt. Der Roman schliesst mit den Worten: *Uli wurde durch seinen Glauben nicht getäuscht. Der Herr war mit ihm und alles geriet ihm wohl, seine Familie und seine Saat. Offen blieben ihm Herz und Hand, und je offener sie waren, desto mehr segnete ihn Gott.*

Ein ganzes Volk, die Helvetier, macht im «Druiden» unter grössten Opfern die Weltfahrt und kehrt zurück in unser Land und beginnt auf einer höheren Ebene des Daseins von Neuem. Der Schluss dieser Erzählung ist die chymische Hochzeit von Himmel und Erde als Sinnbild des Ewigen. Und es ist bedeutsam, dass die Entwicklungen von Jakob im Roman «Jakobs Wanderungen» ganz äusserlich auf einer kreisförmigen Bahn verlaufen: Als Reise in die Schweiz und in den Sozialismus hinein und dann als Reise aus der Schweiz heraus und damit auch in eine göttliche Ordnung hinein.

Kehren wir zum Schluss noch einmal zum Uli zurück. Uli vollendet seinen Entwicklungsweg, indem er den alten Bauern, den er betrogen hatte, aufsucht, um ihn für den Betrug zu entschädigen. Uli hatte ihm einst eine kranke Kuh verkauft, der Bauer klagt Uli ein, Uli gewinnt aber mit Hilfe eines Advokaten den Prozess, bekommt also Recht vor der Welt, nicht aber vor Gott. Seine Entwicklung ist in dem Moment abgeschlossen, als er die Schuld vor Gott eingesteht und dem Bauern dessen Verlust ersetzt. Offenbar ist es nicht das Gleiche: Vor Gott Recht haben und vor dem Gesetz Recht haben. Oder: Man kann in der Welt Recht haben, aber im Ewigen in grossem Unrecht sein. Vielleicht ergibt sich aus diesem Unterschied eine Erklärung für Gotthelfs politisches Denken und Verhalten.

Der Rechtsstaat ist Menschenwerk, er gehört zur Welt, die Menschen müssen vor Gott gleich sein, nicht in der Welt. Der Begriff «Rechtsstaat» war Gotthelf zuwider. Er ist von Menschen gemacht, die nicht in den beiden Büchern Gottes lesen können. Menschen, die nur im Zeitenspeil leben, welche die Ewigkeit und ihre Ordnung nicht erlebt haben, das sind die Politiker. Nur wer Gott und seine Offenbarung in dem Kreis-



läufig-Ewigen erfahren hat, nur wer auf dieser Basis die Entwicklung durchlaufen hat, kann letztlich ein ganzer Mensch sein, dem die Aufgabe der Führung eines Gemeinwesens anvertraut werden kann. Wer – wie die Radikalen in Gotthelfs Augen – dieses Ewige im göttlichen Gesetz nicht kennt und glaubt, das Recht, das Menschen schaffen können, sei eine hinreichende Grundlage für ein Staatswesen, der bringt dem Gemeinwesen Unsegen. Die Meinung, der Mensch brauche die Entwicklung unter dem Gesichtspunkt des Ewigen nicht, nennt Gotthelf «Zeitgeist». Gegen ihn zieht er zu Felde, immer und überall. Vor allem sein spätes Werk ist vom Kampf gegen den Zeitgeist erfüllt. Es kommt Gotthelf weniger auf die äussere Ordnung im Sinne menschlicher Richtigkeit an im Staate als vielmehr auf das Wachsen, das Veredeln der einzelnen Persönlichkeit, die sich im Bewusstsein des Ewigen in der Welt entwickelt, durch Antrieb des Herzens. In diesem Sinne ist Gotthelf ein Vertreter der Idee des Gottesstaates in augustinischem Sinne. Auf dieser Basis sind Gotthelfs zum Teil übertriebene kompromisslose Angriffe auf die Politik der Radikalen zu sehen. Die Politik seiner Zeit findet statt ohne Bezug zum Ewigen, sie lebt nur im Linearen, Einmaligen, sie ist sich der Kreisläufigkeit des Ewigen nicht bewusst. Die späten Romane, «Zeitgeist und Berner Geist», «Die Käserei in der Vehfreude» und «Der Schulden-

bauer» falten die Verderblichkeit eines Staatswesens auseinander, das ohne Rückbindung zum Ewigen lebt.

Wir kommen zum Schluss: Es ist mir im vorliegenden Aufsatz darum gegangen, im Sinne eines Essays, dessen Thesen noch ausführlicher und umfassender am Werke geprüft werden müssen, darzustellen, dass in Gotthelfs Werk das Ewige eine konstituierende Kategorie ist, welche die Handlung der Romane bestimmt.

Wir haben das Ewige bestimmt als das sich im Kreis bewegende, im Kreislauf der Natur, im Kreislauf des Jahres, im Kreislauf der menschlichen Entwicklung. Wir haben gesehen, dass Gotthelf im Annebäbi-Roman, aber nicht nur dort, den ewigen Kreislauf explizit einbezieht in sein Gottesbild, ihn als unabdingbaren Teil der göttlichen Offenbarung versteht. Und wir haben gesehen, dass der Mensch, wenn er sich entwickelt, sich einbindet in diesen göttlich-ewigen Kreislauf. Der göttlich-ewige Kreislauf führt aber durch die Welt hindurch, in ihr und an ihr ist das Göttliche zu erfahren. Erst der Mensch, der sich eins weiss mit dem Ewigen, kann Geschichte, das Nicht-Ewige, das Geschehen mit Anfang und Ende, denken und in ihr als Mensch handeln. Wer des Ewigen nicht teilhaftig ist, verkommt in der Welt. Der Ewigkeit teilhaftig werden, ist aber nicht einfach Gnade, sondern Arbeit, tägliche, harte, bewusste Arbeit an seinem Selbst.